Zeitschrift: Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl scolastic grischun

Herausgeber: Lehrpersonen Graubünden

Band: 8 (1948-1949)

Heft: 1

Artikel: Das Kloster Disentis : eine kunstgeschichtliche Betrachtung

Autor: Notker Curti, P.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-355692

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Kloster Disentis

Eine kunstgeschichtliche Betrachtung

† **P. Notker Curti,** eine in Kunstkreisen hochgeschätzte Persönlichkeit, ist am 4. September dieses Jahres sanft entschlafen. In weiten Volkskreisen ist er bekannt geworden durch sein Buch über Land und Volk der Cadi. Die vorliegende Kunstbetrachtung über das Kloster Disentis, seiner irdischen Heimstätte, hat er kurz vor seinem Ableben für unser Schulblatt verfaßt, wohl kaum ahnend, daß er damit sein reiches Lebenswerk beschließen sollte. R.I.P.

Wenn ein Kloster 1200 Jahre hinter sich hat, dann haben die guten und schlechten Zeiten an den Gebäuden und am Inventar ihre Spuren hinterlassen. Altes ist verschwunden, ersetzt worden und wiederum erneuert. So auch in Disentis. Es handelt sich hier natürlich nicht darum, alles aufzuzählen, was einst gewesen Das ist ja anderswo zur Genüge geschehen. Nur was noch erhalten ist, soll irgendwie eingereiht werden.

Wie so viele andere Klöster, z. B. Einsiedeln und St. Gallen, ist auch Disentis aus einer Einsiedlerklause entstanden, und die neusten Forschungen haben den Beginn des eigentlichen Klosters um ca. 750 angesetzt. Dann fiele das Leben der Stifter in das Ende des 7. und in den Anfang des 8. Jahrhunderts, wenn man zwischen der Einsiedelei und der Klostergründung durch St. Ursizin noch eine freie Zeitspanne einschieben will. In die erste Zeit hinauf läßt sich wohl nur die Rund-Krypta datieren, die im inneren Klosterhof liegt und fast halbkugelig aus einem Mauermassiv ausgespart ist. (Abb. 1). Nur eine schmale gebrochene Stiege und ein enger Gang führen

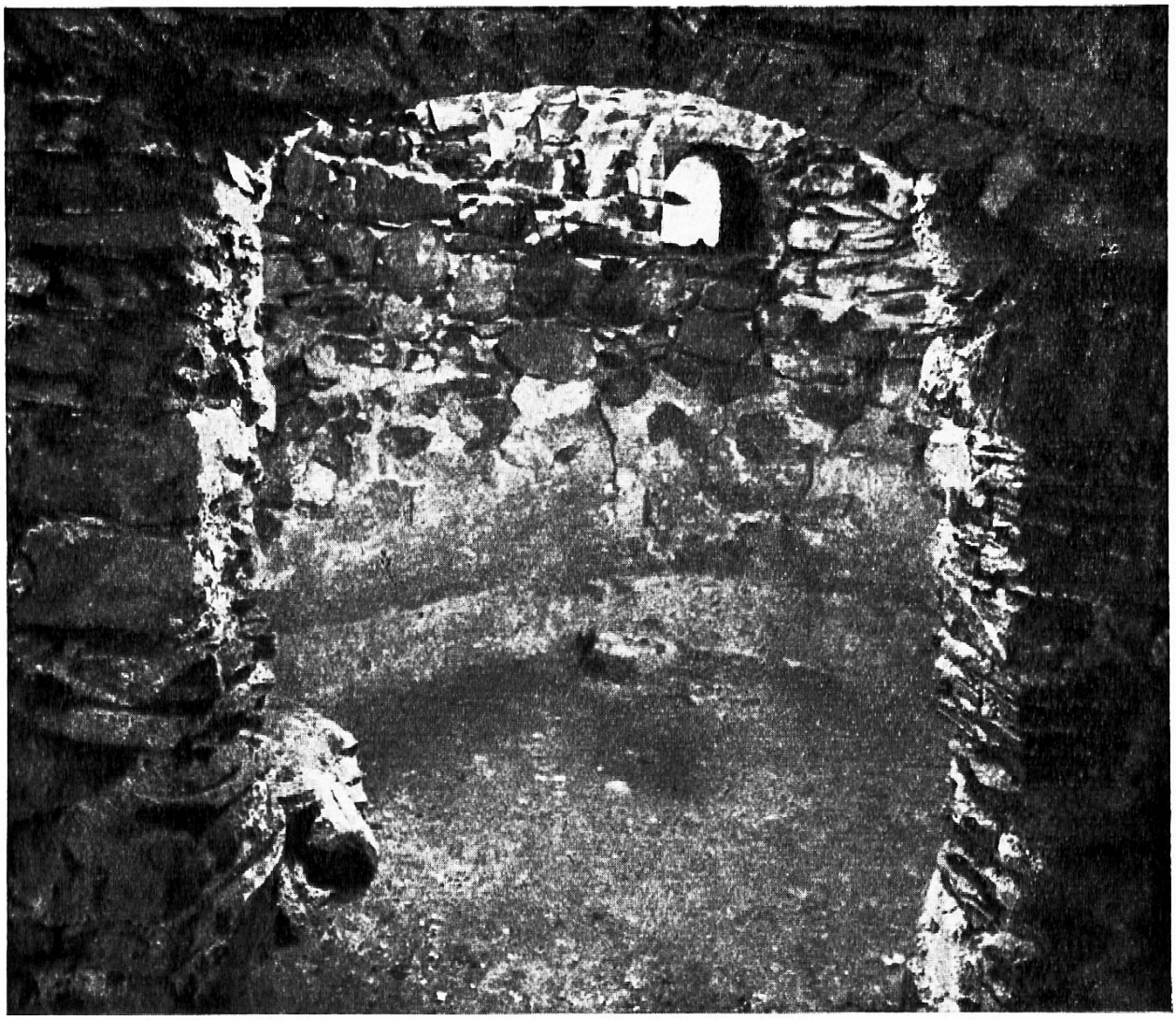


Abb. 1 Die Krypta. Blick in den Kuppelraum

zu ihr und haben sie früher jedenfalls mit dem alten Kloster verbunden. Da ihre Wölbung unecht ist, d. h. nur aus vorragenden Steinplatten bestand, hat sie ihre Analogien in sehr früher Zeit, kann also leicht in die erste Hälfte des 8. Jahrhunderts eingereiht werden. Sie diente wohl immer als Begräbnisstätte der heiligen Stifter Plazidus und Sigisbert, und das Sonnenfenster an der Ostseite dürfte mit dem Kult dieser Heiligen zusammenhängen. Denn gerade in der Oktav des Heiligenfestes, Mitte Juli, sandte die Sonne ihre Strahlen in den sonst lichtlosen Raum, wenn sie sich im Osten erhob.

Wenn Disentis als Kloster in die Geschichte tritt, so besitzt es bereits drei Kirchen: St. Maria, St. Peter und St. Martin, denn schon das Testament Tello's 765 nennt alle drei Kirchen. Die Peterskirche könnte allerdings schon zum ursprünglichen Bestand gehört haben, während die andern zwei wohl erst mit der eigentlichen Klostergründung zusammenhängen. Wie St. Peter ausgesehen hat, ist heute kaum noch zu eruieren. St. Maria und St. Martin aber sind typische Beispiele der karolingischen Saalkirche mit drei Apsiden,

denn von St. Maria steht noch die ganze Ostfront in der heutigen Krypta; von St. Martin sind die Grundmauern der Ost- und zum Teil der Nordseite im inneren Klosterhof noch gut erhalten. Namentlich St. Martin mit seinen hufeisenförmigen Knochen dürfte ins 8. Jahrhundert hinaufreichen, während St. Maria durch seine flacheren Seiten-Apsiden in etwas spätere Zeit weist. Leider ist heute durch den Bau der Marienkirche die Anlage so verstümmelt, daß kein Kirchenraum mehr vorhanden ist und die Apsiden durch die vorgesetzten Barockpfeiler kaum mehr hervortreten.

Von der alten Ausstaffierung von St. Maria ist nichts mehr vorhanden, auch keine Nachricht. Von St. Peter wissen wir sicher nur, daß die kleine Kirche zwischen St. Maria und St. Martin lag und wahrscheinlich eine Apside hatte. Vom Inventar dieser Kapelle hat sich eine sehr interessante Statue des heiligen Petrus erhalten aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, allerdings etwas beschädigt, und eine spätere Figur des gleichen Heiligen aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Viel mehr ist zu sagen von der Innenausstattung der St. Martinskirche. Durch diesen Bau kam die alte Rund-Krypta ganz in den Boden, so daß das Sonnenfenster keinen Zweck mehr hatte. Die Fundamente, die wir jetzt besitzen, stammen jendenfalls erst von der zweiten Martinskirche, die viel weiter ausgriff, während die erste nur über der Rundkrypta lag. Es war also sicher eine der berühmten karolingischen Saalkirchen mit drei Apsiden, wie sie Mistail und Münster besitzen, und wie sie früher auch in Pleif, Chur und Zillis vorhanden waren, diese typisch rhätische Form, die sonst nirgends in der Schweiz vorkommt. Und wenn man sich heute ein Bild machen will, wie so eine Kirche aussah, so bietet Disentis in St. Agatha vielleicht das aufklärendste Gebäude. Nicht als ob es aus karolingischer Zeit stammte, aber weil es sehr gut erhalten ist und eine alte Holzdecke besitzt, die zu einem solchen Raum typisch gehört. Die Malereien sind allerdings erst aus dem 15. Jahrhundert, während das, was sich von St. Martin im Kloster erhalten hat, die Innendekoration einer karolingischen Kirche zeigt. Im Museum liegen hunderte von Stuckresten, Mosaikfragmenten und Wandmalereien, aus denen sich mehr oder weniger die Wanddekoration wiederherstellen läßt. Die Stukkaturen lassen sich einteilen in Architektur-Stücke, Säulen Kapitelle und Archivolten, in menschliche Figuren, bei denen besonders zwei Typen zu unterscheiden sind: größere, fast naturgroße bemalte Köpfe und kleinere unbemalte, die dafür plastisch mehr herausgehoben sind (Abb. 2); drittens auch Wandbelagreste in geometrischen Figuren, in Weinranken und Trauben, Rosetten und Sonnenrädern in reicher Fülle. Die Figuren werden wohl einst zwischen den Säulen gestanden haben, über denen sich die Archivolten wölbten, während die Tituli unten verkündeten, was die Figuren darstellen. Denn auch von Buchstaben sind reichliche Reste erhalten geblieben. Zum Unterschied von Chur und Münster ist hier alles Stuck, aber nicht in Gips, sondern in einem sehr festen Mörtel, und die Analogien finden sich auch figürlich nicht in Chur oder Münster, wohl aber in Mals und Cividale. Die zwei- und dreiteiligen langobardischen Seil-Ornamente kommen sozusagen nicht vor. Alles sieht viel enger und einheimischer aus als die berühmten Marmorfragmente, die wahrscheinlich vollständig ausgearbeitet aus Oberitalien bezogen wurden und deswegen künstlerisch höher stehen als die Disentiser-Stukkaturen

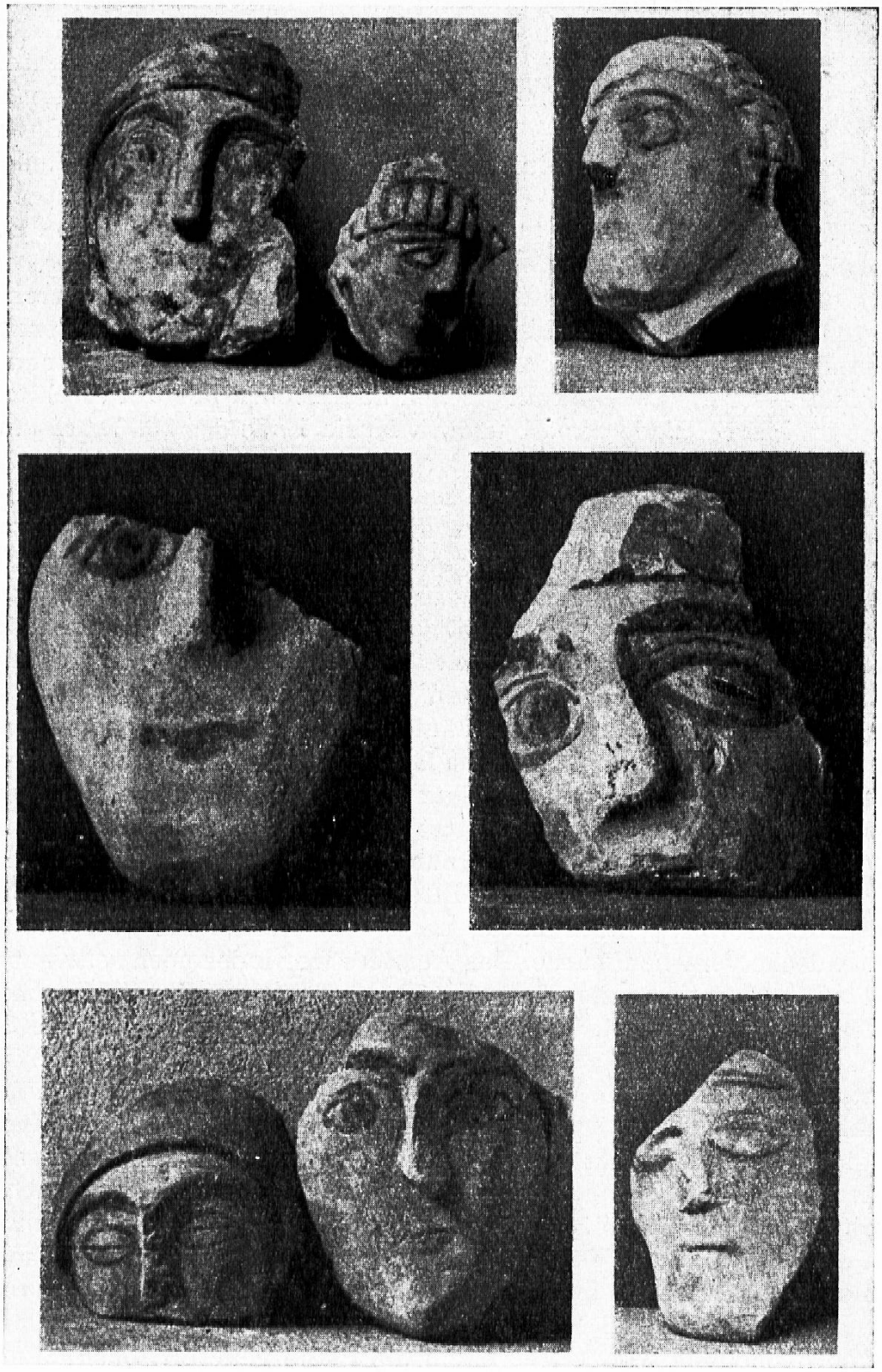


Abb. 2 Fragmente der frühmittelalterlichen Stukkaturen
Verschiedene Köpfe

mit ihren klotzigen Köpfen und schweren Füßen, bei denen die Augen nur gemalt und die Sandalen nur durch zwei Striche angedeutet sind, während der Fußknöchel annähernd durch einen Kreis versinnbildet wird. Etwas feiner sind die kleineren Köpfe, die wahrscheinlich einst zu Reliefdarstellungen gehörten. Was an Mosaik vorhanden ist, ist gut gefügt, aber nur zweifarbig, sodaß einheimischer Speckstein die großen Flächen füllt und weißer Marmor nur spärlich eingestreut ist. Sehr schön, fast klassisch, sind die Buchstaben, die von der karolingischen Renaissance zehren dürften. Die ganze Kirche muß also einst sehr reich ausgesehen haben mit einem Boden aus Mosaik in größeren oder kleineren Stücken, während die Wände unten in Stuck dekorativ behandelt waren und oben Figurenreihen mit Architektur zeigten. Aber diese Herrlichkeit hat nicht lange gedauert. Was erhalten ist, stammt nur aus dem Füllschutt der Kirche. Gar nichts ist mehr in situ wie in Mals. Aber die zwei karolingischen Saalkirchen in ihrer Architektur sind erst St. Martin Ende des 17. und St. Maria Ende des 19. Jahrhunderts gefallen. Doch Ende des 15. Jahrhunderts hat sich St. Martin eine tiefgreifende Umformung gefallen lassen müssen. Denn die Welle, die damals über den ganzen Kanton Graubünden ging, die so viele gotische Kirchen schuf, die auch in Münster aus der karolingischen Saalkirche eine gotische Halle machte, konnte an Disentis nicht ganz fruchtlos vorbeirauschen. Abt Johannes Brugger wollte das Gotteshaus gotisch umbauen und plante wahrscheinlich, wie in Münster, ein gotisches Gewölbe. Er wagte es aber jedenfalls nicht, die alten Mauern so zu belasten und begnügte sich mit einer gotischen Holzdecke, die er durch zwei Säulenreihen tragen ließ, sodaß er wenigstens annähernd auch eine gotische Kirche bekam. Sie blieb bestehen bis Adalbert II. für den Klosterneubau Platz brauchte und 1685 die alte Klosterkirche niederriß. St. Peter wurde zuletzt als Reliquien- und Krankenkapelle gebraucht und endlich Mitte des 18. Jahrhunderts durch Fürstabt Bernhard Frank von Frankenberg entfernt, während die Muttergotteskirche, die im Franzosenbrand viel gelitten hatte, nach 1800 verlängert und mit einer Gipslattendecke versehen wurde. Das Aeußere war indes noch sehr gut konserviert und präsentierte sich immer noch als karolingische Saalkirche, bis Ende des 19. Jahrhunderts die heutige Muttergotteskirche an ihre Stelle trat und nur die Chorpartie als Krypta stehen ließ. Als im 17. Jahrhundert im Kanton Graubünden die Barockkirchen wie Pilze aus dem Boden schossen, konnte man auch in Disentis unmöglich mehr mit der alten Martinskirche sich begnügen. Trotz der nicht sehr glänzenden Finanzlage beschloß Abt Adalbert de Medell einen Neubau des Klosters, von dem später noch die Rede sein soll. Seinem Nachfolger Adalbert de Funs überließ er den Kirchenbau, zu dem er schon die Vorbereitung getroffen, vielleicht auch schon die Fundamente gelegt hatte. Dreimal war der berühmte Kaspar Moosbrugger in Disentis, das letzte Mal 1699, also zu einer Zeit, in der der Kirchenbau wohl schon begonnen war. Ob er allein die Pläne geliefert, oder ob später noch ein anderer Vorarlberger die Hand im Spiele hatte —, auf alle Fälle war es kein Italiener, denn die lichte, hochstrebende, weite Halle ist für einen Italiener ganz unmöglich.

Die Kirche besteht aus drei gleichen, kleineren Jochen, zwei doppelt so großen und einem Altarhaus (Abb. 3). Die zwei großen, besonders der Teil

Abb. 3 Die Klosterkirche

vor dem Gitter, wirken als Querschiff, das durch den Chorbogen getrennt wird, während die zwei Sakristeien das Altarhaus perspektivisch verkürzen. Das größte an der Kirche ist vielleicht die reiche Belichtung durch drei Fensterreihen übereinander, sodaß auch die Gewölbegegend reiches Licht empfängt und die Kirche höher erscheint als sie vielleicht ist. Außen ist sie absolut ungegliedert, was wohl durch den harten Bergwinter bedingt war, denn ein irgendwie kompliziertes Dach wäre nicht dicht zu halten gewesen. Innen hingegen ist sie reich gegliedert durch die eingezogenen Pfeiler und durch die Galerie, die rund um die Kirche läuft, im Querschiff sich zurückzieht und im Altarhaus weit vorkragt. Dr. Poeschel hat in seinem ersten Band der «Kunstdenkmäler Graubündens» die Disentiser Klosterkirche den Glanzpunkt der religiösen Architektur des Barock in Graubünden genannt. Und in der Tat wird keine andere auch nur im Entfernten sich mit ihr zu messen wagen. Kunstgeschichtlich steht sie in der Schweiz gerade vor Rheinau, das die Halle noch etwas weiter ausgebildet hat, weil dort die Galerien so zurücktreten, daß die Altäre an den Pfeilern vor den Galerien stehen. Sie gehört also in die berühmte Reihe, die mit Obermarchtal beginnt und allgemein das «Vorarlberger Münsterschema» genannt wird. Die Fassade ist wie bei den meisten Kirchen dieser Reihe nicht sehr reich gegliedert, und die Türme wirken ziemlich gedrückt, weil das Achteck über dem viereckigen Aufbau etwas zu niedrig ist. Sie sind übrigens nicht von unten weg

als Türme gedacht, sondern erst auf die Gewölbe aufgesetzt, sodaß sie im Kircheninnern gar nicht zur Geltung kommen und die Kirche keine eigentliche Vorhalle besitzt. Im sogenannten Franzosenbrand 1799 blieb die Kirche stehen, d. h. der Dachstuhl brannte ab, das vorderste Joch stürzte ein und begrub den Hochaltar unter den Trümmern. Notdürftig restauriert, vernichtete der Brand von 1846 wiederum nur den Dachstuhl und das vorderste Joch, sodaß wir heute noch in der Architektur die Kirche vor uns haben, die 1712 eingeweiht wurde. Leider hat sie durch die Brände den größten Teil ihres Schmuckes an Bildern und Stuck verloren. Dieser Verlust ist heute als das schwerste Manco der Kirche zu erklären. Den Hochaltar konnte man durch ein prächtiges Stück von 1656 ersetzen, das jedenfalls graziöser und leichter ist als der Vorgänger war (Abb. 4). In seiner Dreiteilung, die noch ganz an die Gotik erinnert, entspricht er vollauf dem Geschmack, der nach dem dreißigjährigen Krieg in Deutschland aufkam und wohl am besten als deutscher Frühbarock bezeichnet wird. Die Altarbilder von Selpelius, besonders die große Kreuzabnahme, erinnern stark an die Niederländer. Die Figuren in ihrer Wucht und Stärke lassen noch nichts von der Leichtigkeit ahnen, die hundert Jahre später den süddeutschen Barock beschwingte. Die zwei großen Seitenaltäre haben die Brände überstanden. Sie gehen noch in die Bauzeit zurück. Beides sind richtige Ritz-Altäre mit allen Anzeichen dieser Meister. Den Altar der Epistelseite stiftete der Fürstabt Plazidus Zurlauben von Muri. Sein Bruder Gerold, Abt von Rheinau, schenkte die Bilder des andern Altares. Die ersten malte Giorgioli, die zweiten wahrscheinlich Franz Carl Stauder d. Ae. aus Konstanz, der viel in Rheinau beschäftigt war. Unter den Walliser-Altären nehmen diese zwei sicher nicht die letzte Stelle ein, denn sie haben noch Gebälk und Architektur, während dem namentlich die späteren fast nur noch Kulissen besitzen. Auch die Figuren dürfen sich unter den Walliser-Schnitzereien sehen lassen, besonders die zwei großen Figuren des Benediktsaltares, wo St. Maurus die Kontemplation, St. Placidus die Begeisterung zum Martyrium darstellt. Auch die beiden Tabernakel sind gute Werke. Feiner ist der zweigeschossige auf dem rechten, eindrucksvoller vielleicht der auf dem linken Seitenaltar. Die zwei folgenden Seitenaltäre stammen noch aus der alten Kirche und bildeten jedenfalls dort schon Schmuckstücke, der eine als St. Placidus-Altar (1652), der andere als Marien-Altar (1572). Dieser sog. Kastelberg-Altar, den einst die Firma Frosch in Feldkirch lieferte, ist in seiner Ornamentik ein ganz ausgezeichnetes Stück der Frührenaissance und noch so gotisch gedacht, daß die Flügel beidseits bemalt wurden, vorn in Farben, hinten in Grisaille. Die Muttergottes dieses Altares ist fast durchsichtig auf den landschaftlichen Grund hingemalt und wirkt ganz überirdisch in ihrer schwebenden Haltung auf dem goldenen Hintergrund. Das Gegenstück von Gräsner in Konstanz ist jedenfalls in Analogie zum Kastelberg-Altar geschaffen worden und erzählt die ganze Legende der Gründerheiligen Placidus und Sigisbert (Abb. 5). Gerade so wie viele Bilder des Kastelberg-Altares, sind diese Gräsner - Bilder nach Kupferstichen hergestellt, sodaß dem Meister na-

Abb. 4 Der Hochaltar von 1656

Abb. 5

Szenen aus dem Leben des hl. Placidus.
Stich von Konrad Meyer, Zürich, von 1640, aus dor Sammlung
E. A. Stückelberg, nun im Kloster Disentis

mentlich die Farbengebung als Eigenwerk zukommt. Die beiden folgenden Altäre wirken durch ihre wunderbaren, feingeschnitzten und vergoldeten Holzrahmen, von denen namentlich der rechte in seiner feinen Ausarbeitung kaum zu übertreffen wäre. Der linke zeigt auf seinem Bilde eine Zusammenstellung von verschiedenen Heiligen, die im Kloster verehrt wurden, während der rechte von Wolfgang Muos aus Zug den Stammbaum Christi in barocker Form darstellt: Unten Joachim und Anna, aus deren Brust der Stammbaum emporspringt, Joseph und Maria auf seinen Aesten trägt und oben mitten im Christkind wieder zusammenkommt, während im Hintergrund eine Türkenschlacht an die schweren Zeiten erinnert, die einst von Osten her der Christenheit gedroht. Der letzte Seitenaltar rechts endlich ist, im Gegensatz zu allen andern, nicht aus Holz, sondern aus Stuckmarmor hergestellt und von einem Solari 1735 errichtet worden in einer Technik, die damals in Oberitalien für Altäre und Chorschranken sehr beliebt war (Abb. 6). Er umschließt wohl das schönste Bild der Kirche, eine Pietà aus dem 14. Jahrhundert, das in seinem verhaltenen Schmerz untrüglich auf die Hochgotik weist.

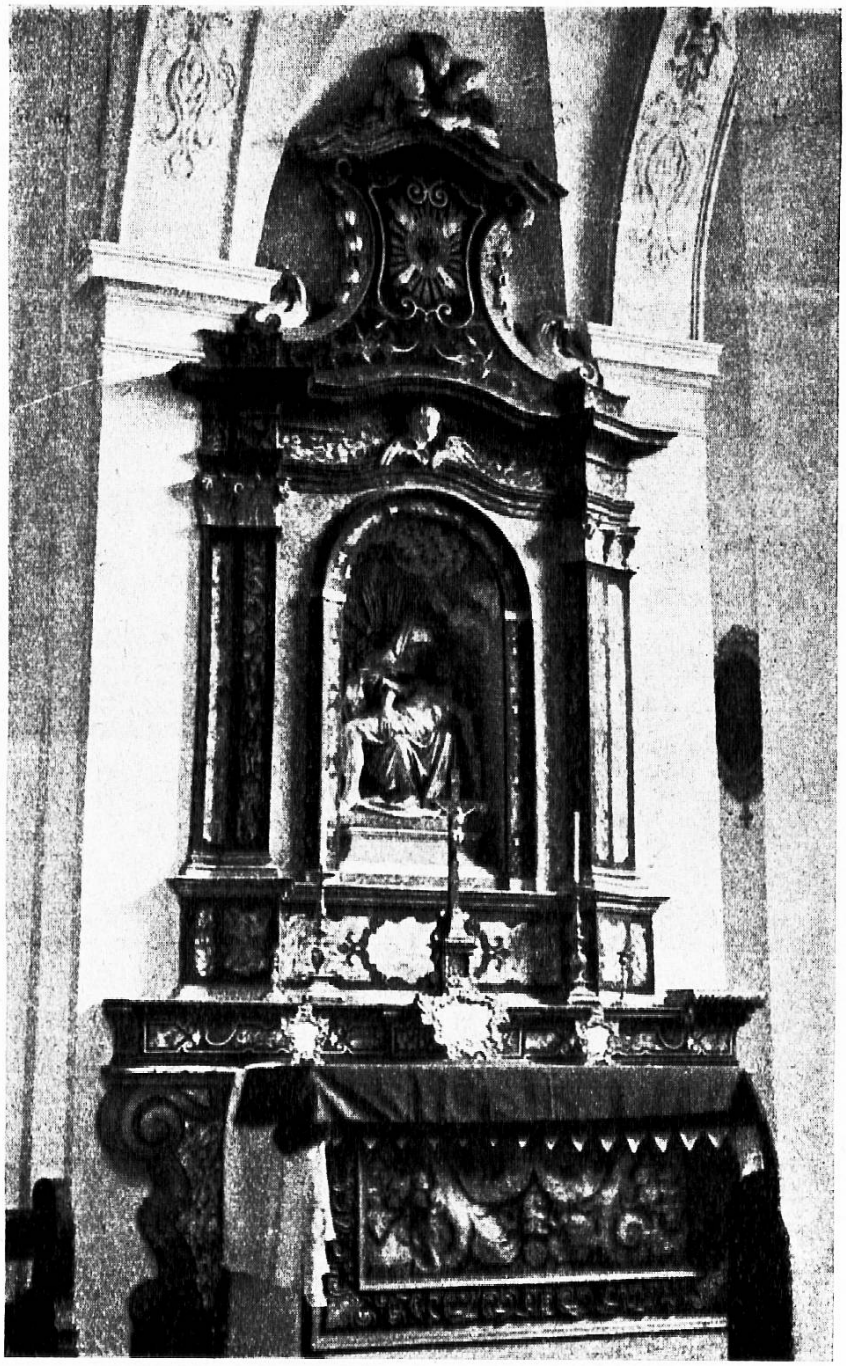
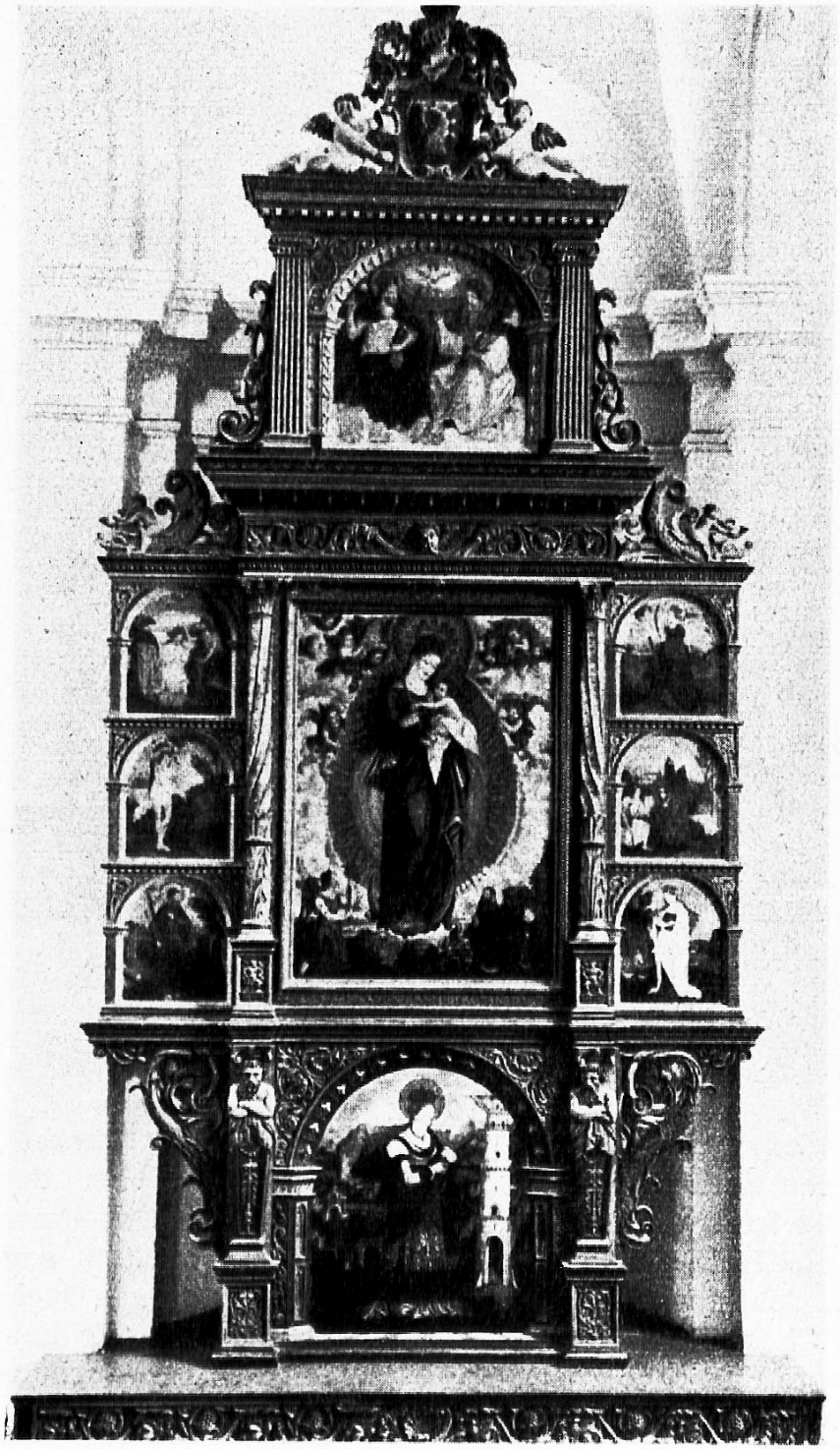


Abb. 6
Der Altar Mater dolorosa von 1735

Der gegenüberliegende Altar mit dem Bild von Fritz Kunz: «Christus rettet Petrus aus den Wellen», besteht aus einem barocken reichen Rahmen und einem Reliquienkasten mit dem Wappen des Abtes Gallus Deflorin.

Abb. 7
Renaissance-Altärchen



Man wird vielleicht sagen, das Inventar sei nicht einheitlich. In der Tat sind alle Etappen der Renaissance von der Frühzeit bis zum Rokoko vertreten (Abb. 7). Aber gerade diese Mannigfaltigkeit und diese Entwicklungsreihe hat etwas ganz besonderes in sich und würde durch ein ganz einheitliches Inventar nicht übertroffen. Es bleibt also nur noch etwas über das Klostergebäude zu sagen.

Während die Kirche östlich den alten vorgelagert wurde in der Richtung Süd-Nord und die alten Kirchen nicht gestört hätte, mußte die alte Martinskirche notwendig dem Klosterbau weichen. Denn er erhebt sich ungefähr an der Stelle des alten Baues, nur ist er etwas gegen die Sonne gedreht. Obwohl trotz der Brände die alten Mauern

noch stehen, hat das Ganze doch im Laufe der Zeit schwer gelitten. Den schwersten Eintrag, namentlich der Kirche, machte der Umbau des obersten Stockwerkes. Vor 1799 bestand es aus zwei zurücktretenden Etagen, nach 1799 bis 1846 aus einem Mansarden-Dach und wurde erst dann in Mauerwerk ausgeführt. Dadurch ist das Klostergebäude im Vergleich zur Kirche zu hoch geworden und der mächtige Bau noch plumper ausgewachsen. Auch die Scraffito-Dekorationen, die früher die ganze Fassade schmückten, haben einst Klosterbau und Kirche mehr ausgeglichen und nicht so schwer gestaltet. — Im Innern des Klosters haben natürlich die Brände wenig Altes übriggelassen und der Neubau für Pensionat und Schule wendet sich direkt von selbst an den Besucher. Er hat endlich das gebracht, was Abt Adalbert II schon Ende des 17. Jahrhunderts wollte, nämlich den Abschluß des zweiten Hofes.

† P. Notker Curti.

Die Abbildungen 1, 2, 4, 5 und 6 entstammen dem Werke: Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden von E. Poeschel, Verlag Birkhäuser, Basel; Abbildungen 3 und 7 dem Buche: Im Bündner Oberland von P. Notker Curti, Verlag Räber, Luzern. Die Gesamtansicht stellte das Kloster Disentis selber zur Verfügung. Wir danken allen für ihr freundliches Entgegenkommen.

Die Kunstdenkmäler in Graubünden — Ein Rückblick

Kantonale Lehrerkonferenz
Samstag, den 13. November 1948 im Klostersaal zu Disentis

Jedes Gemälde, das einfachste wie das festlichste, kann eines adäquaten Rahmens nicht entbehren. Ein Gemälde ganz eigener Art und Prägung, ein reiches Mosaikbild, war der Vortrag von Herrn *Dr. Erwin Pöschel,* Zürich, den die im Klostersaale zu Disentis sehr zahlreich versammelte bündnerische Lehrerschaft entgegenzunehmen das Glück hatte. So laßt denn auch den festlichen Rahmen zum wertvollen Gemälde skizzieren! Und dazu lieferte der herrliche Herbsttag den strahlenden Grundakkord. Er weckte in allen Herzen Feststimmung. Das auf der sonnigen Halde über das stattliche Dorf, die anmutigen Weiler, ja, über die ganze liebliche Landschaft dominierende Kloster in der uralten Desertina war das Reiseziel der Magister Alt Fry Rätiens. Aus den obersten Fenstern des neuen Gebäudetraktes des Klosters hingen bunte Flaggen bis auf das mächtige Klostertor herab. Im Hof bildeten sich viele Gruppen. Ein freudiges Händedrücken, ein Sichbegrüßen, aber in verhaltenem Gesprächston.

Allmählich füllt sich der geräumige Konzert- und Theatersaal. Von der Bühne herab grüßt ein meisterhaftes Porträt eines Unvergeßlichen. Das gütige, milde Antlitz von *Pater Maurus Carnot* bewillkommt die Erscheinenden. Mit der Rechten hat er soeben, ob der großen Schar der Eintretenden erstaunt, die Brille vom Gesicht entfernt, indes er in der Linken